

**Predigt von Bischof Prof. Dr. Martin Hein im Gottesdienst am 21.02.2010
(Invokavit) anlässlich der Eröffnung der Aktion“ Hoffnung für Osteuropa“
in der Stadtkirche zu Bad Arolsen.**

Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen.

Wie sieht das Bild einer Gesellschaft aus, die vom Geist Gottes bestimmt ist, liebe Gemeinde? Die Antwort darauf gibt uns die Herrnhuter Losung für den heutigen Sonntag aus dem Buch der Sprüche, wo es schlicht und ergreifend heißt:

„Einer teilt reichlich aus und hat immer mehr; ein anderer kargt, wo er nicht soll, und wird doch ärmer.“ (Sprüche / Proverbien 11,24)

Um ein Zusammenleben geht es also, in dem das Wort „Solidarität“ eine hohe Bedeutung und Kraft besitzt und nicht als „spätrömische Dekadenz“ verächtlich gemacht wird!

Die Auseinandersetzungen während der vergangenen Wochen um unseren Sozialstaat und seine angeblich nicht mehr gewährleistete Finanzierbarkeit führen uns auf erschreckende Weise vor Augen, dass inzwischen scheinbar nicht mehr gilt, was jahrzehntelang die Stabilität und die Verlässlichkeit unseres Gemeinwesens ausgemacht hat: der Gedanke nämlich, dass die Starken jene tragen, die schwächer sind, und dass es so zu einem annähernd gerechten Ausgleich der unterschiedlichen Verhältnisse und Lebensbedingungen kommt.

In unserem Grundgesetz heißt das immer noch: „Eigentum verpflichtet. Sein Gebrauch soll zugleich dem Wohle der Allgemeinheit dienen.“ Aber dieser Artikel droht zunehmend in Vergessenheit zu geraten, wenn diejenigen, die in

gesicherten Verhältnissen leben, immer mehr einstreichen und sich im Zweifelsfall der Sozialbindung des Eigentums durch Steuerflucht in die Schweiz entziehen, und zugleich die Zahl der Menschen, die an der Grenze zur Armut oder unterhalb davon leben, deutlich größer wird. Da droht unsere Gesellschaft aus dem Lot zu geraten! Nicht der Sozialstaat hat deshalb in der Kritik zu stehen, sondern alle, die diesen Sozialstaat bewusst in die Krise reden, um sich damit vom Gebot der Solidarität zu befreien. Und um es deutlich zu sagen: Wir könnten uns selbst unter den schwieriger gewordenen wirtschaftlichen Verhältnissen mehr gesellschaftliche Solidarität leisten, wenn wir es wollten! An diesem überzeugten und überzeugenden Willen aber fehlt es.

Und das gilt ja nicht nur, wenn wir auf die Verhältnisse bei uns in Deutschland schauen. Seit der Öffnung des Eisernen Vorhangs und dem Fall der Berliner Mauer rückt Europa auch von Osten her enger zusammen. Das ist von uns vor zwanzig Jahren heftig bejubelt worden. Aber seither, scheint mir, schwindet das Interesse an den Ländern und Regionen, die oft mühsam lernen mussten, mit der neu gewonnenen Freiheit umzugehen. Es schwindet die Solidarität mit den Menschen, denen es nicht wie uns vergönnt war, über eine ganze Generation hin in weitgehend gesicherten sozialen Verhältnissen zu leben. Für die jungen Staaten in Osteuropa gab es keinen Marshall-Plan! Sie mussten und müssen überwiegend selber auf die Beine kommen. Das aber gelingt beileibe nicht allen, und deshalb gibt es schreiende Not nicht erst, wenn wir nach Afrika blicken, sondern hier bei uns im vereinten Europa!

Umso dankbarer können wir sein, dass es Menschen gibt, die sich auch über die Grenzen unseres Landes hinaus für gelebte Solidarität mit Anderen einsetzen, denen es oft an elementaren Voraussetzungen fehlt, um ihr Leben in Würde gestalten zu können. Die Aktion „Hoffnung für Osteuropa“, die wir heute wieder eröffnen, hat es sich seit ihrer Gründung im Jahr 1994 zur Aufgabe gemacht, ein Bewusstsein dafür zu schaffen, dass wir alle in Europa aufeinander angewiesen sind und dass es sich lohnt, solidarisch zu sein. Gewiss:

„Hoffnung für Osteuropa“ kann keine weltbewegenden Dinge schaffen; manchmal muten uns die kleinen Initiativen eher wie ein Tropfen auf den heißen Stein an. Aber das muss uns nicht entmutigen: Auch auf den kleinen Schritten und auf den kleinen Hilfestellungen ruht mehr Segen, als wir vermuten würden.

In diesem Jahr geht unser Blick vor allem in die Ukraine, wo der St. Elisabeth-Verein und das Evangelische Fröbelseminar unseres Diakonischen Werkes seit Jahren im Süden des Landes, in Cherson, Aktionen unterstützen, um zum Beispiel die Notlage von Straßenkindern zu lindern oder Kindergärten in der pädagogischen Arbeit zu unterstützen. Wir freuen uns darüber, heute im Gottesdienst Menschen aus der Ukraine begrüßen zu können, die uns von ihren Schwierigkeiten, aber auch von den kleinen Erfolgen berichten. Nicht allen Kindern in der Ukraine kann dadurch geholfen werden, aber einigen wenigstens. Und das ist sehr, sehr viel! Unser Leben sähe karg und kalt aus, gäbe es nicht diese Zeichen der Solidarität füreinander!

Doch würde ich es in diesem Gottesdienst bei dem Appell belassen, dass Sie alle am Ausgang und in den kommenden Wochen eifrig für „Hoffnung für Osteuropa“ spenden sollen, so wäre das zu wenig! Unser Losungswort aus dem Buch der Sprüche ist nämlich kein bloßer Aufruf zur Solidarität. Nein, es zeigt uns einen vielleicht überraschenden Nebeneffekt unserer Solidarität mit Menschen, denen es weniger gut geht. Normalerweise würden wir ja sagen: „Einer soll reichlich austeilen, weil er viel hat.“ Das wäre moralisch argumentiert. Die Losung für den 21. Februar sagt etwas, das darüber hinausgeht: „Einer teilt reichlich aus und hat immer mehr.“ Mit anderen Worten: Solidarität *lohnt* sich! Wer anderen abgibt, hat am Ende nicht weniger, was er immer noch verschmerzen könnte, sondern hat *mehr*! Und umgekehrt heißt es: Geiz macht keineswegs reicher, ist auch überhaupt nicht geil, sondern macht im Gegenteil sogar ärmer.

Eine seltsame Rechnung ist das, mögen Sie da einwenden, liebe Gemeinde. Ja, das ist sie. Sie hat etwas mit der Ökonomie Gottes zu tun – einer Ökonomie also, die nicht vom Mangel, sondern von der Fülle ausgeht und die sich in einem ganz wichtigen Wort der Bibel bündelt: Gemeint ist der *Segen* Gottes, den er auf alles legt, was wir in seinem Namen tun. Und das heißt jetzt ganz konkret: Wer sich solidarisch zeigt und andere unterstützt, hat zunächst tatsächlich weniger. Aber auf dem, was jemand immer noch für sich behält und womit er das Leben bestreitet, ruht so viel Segen, dass am Ende sogar *real* mehr da ist als vorher – real mehr, als wenn man unsolidarisch alles für sich gerafft und behalten hätte. Diese Logik der Ökonomie Gottes scheint zunächst weltfremd zu sein und nichts mit den harten Fakten unseres alltäglichen Wirtschaftslebens zu tun zu haben. Ja, es sei zugestanden: Sie lässt sich nicht von vornherein beweisen. Aber es hat zu allen Zeiten Menschen gegeben, die aus Solidarität zu Anderen nicht nur viel gegeben haben, sondern die trotz oder gerade wegen dieser Solidarität hinterher mehr hatten als vorher. Und das allein, weil Gott seinen Segen gab!

Solidarität mit anderen Menschen, die auf unsere Unterstützung angewiesen sind, ist schon in sich eine erfüllende Sache. Sie kann große Freude bereiten. Das haben wir gestern in den hoffnungsvollen Berichten gehört. Doch das Evangelium unserer Losung geht noch darüber hinaus: Solidarität macht reich – und zwar real in Euro und Cent. Denn nicht die „unsichtbare Hand“, sondern Gottes segnende Hand ist dort im Spiel, wo wir nach seinem Willen handeln. Das sollten eigentlich alle Steuerflüchtlinge beherzigen und die Probe aufs Exempel machen: Solidarität mit der Gesellschaft, in der wir leben, macht reich – allemal reicher, als keine Steuern zu zahlen und sich damit als zutiefst unsolidarisch zu zeigen.

Wir haben uns im Lauf unserer Glaubensgeschichte oft gescheut, den Segen Gottes in barer Münze nachzuzählen. Die Losung für den heutigen Sonntag, aber auch Jesus selber oder der Apostel Paulus waren da weniger zimperlich:

